

Winfried Scharlau

Daniel Kehlmann: Die Vermessung der Welt

Dass dieser Roman an dieser Stelle besprochen wird, ist vielleicht ein Missverständnis. Entgegen dem Klappentext und diversen Rezensionen (z.B. in der FAZ vom 22.10.2005) handelt es sich nämlich nicht um eine Doppelbiographie von Gauß und Alexander v. Humboldt sondern eben um einen Roman. Der historische Gauß hat mit der Gauß genannten Hauptperson des Buches fast nichts zu tun, und ich vermute, dass es mit v. Humboldt genauso ist. (Allerdings ist mir die Biographie Alexander v. Humboldts nicht so gut bekannt.) Auch von Mathematik (und den beschreibenden Naturwissenschaften) wird nur ganz nebenbei und ziemlich oberflächlich gesprochen. Nachdem ich das gemerkt habe, habe ich das Buch zunächst mit einem gewissen inneren Sträuben, dann doch mit zunehmenden Interesse und schließlich mit aufkommender Enttäuschung gelesen.

Worum geht es? Der Titel „Die Vermessung der Welt“ klingt recht anspruchsvoll, und es spricht schon für ein gesundes Selbstbewusstsein, ihn zu wählen. (Die Kapitelüberschriften ergeben zum Ausgleich eher eine Kette von Trivialitäten: „Die Reise, Das Meer, Der Lehrer, ..., Die Steppe, Der Baum.“) Aber der Titel ist auch treffend. Und darin liegt vielleicht die wesentliche Stärke des Buches (die auch zu Recht gewürdigt worden ist): Für einen Roman ist dies ein ganz und gar ungewöhnliches Thema, ein schwieriges zudem, nicht von der Sache, aber als Herausforderung, es künstlerisch zu gestalten. Der Autor erschließt einen in Romanform kaum beschriebenen Aspekt menschlicher Tätigkeit. Es geht nicht um die „Erklärung“ der Welt, sondern um ihre „Vermessung“; Humboldt ist zweifellos einer der prominentesten Vertreter der beschreibenden Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert, und Gauß wird als Geodät und Geometer geschildert, der beruflich Norddeutschland kartiert – vermisst eben – und als Mathematiker, der über die Geometrie des Raumes nachdenkt, über dessen metrische Struktur.

Aber wie sieht nun die Welt aus, die „vermessen“ wird? Es wäre etwas übertrieben, zu sagen, sie ist die reinste Hölle, aber als Vorhof zu einer allerdings ganz banalen Hölle erscheint sie schon. Alles ist schmutzig, hässlich, krank, verdorben, passt nicht zu einander. Am Orinoko erlebt man keine großartigen Abenteuer, sondern wird hauptsächlich von Mücken fast tot gestochen, Berlin ist ein schreckliche, dreckige Riesenstadt, in der man sich verirrt, von Polizisten zusammengeschlagen, von Hunden angepinkelt, von Bettlern angebettelt und womöglich noch von Frauen angesprochen wird, Gauß erlebt weder schöpferische Krisen noch Triumphe, sondern hat nur Triefschnupfen, Rückenschmerzen, leidet unter Koliken und einem unbezwinglichen Schlafbedürfnis, als Kind ist er unglücklich, weil er hundert Mal schneller denkt als alle anderen Menschen, im Alter ist er doppelt unglücklich, weil er inzwischen zehnmal langsamer denkt, aber immer noch zehn Mal schneller als jeder sonst, seine Tochter ist hässlich, sein Sohn ein Versager, der Barbier zieht den falschen Zahn, die Führer verirren sich, die Schulkinder werden verprügelt, wenn sie nichts verstehen, versteht eines aber etwas, dann bekommt es noch mehr Prügel, weil es anders ist als die anderen, die Studenten sind dümmer als alle anderen Menschen, ein verrückte Wanderprediger tritt auf, ebenso wie ein verrückter Graf irgendwo in der Lüneburger Heide (wo man von Ziegen gebissen wird, was in der Tat sehr bemerkenswert wäre) – und ein offensichtlich vollständig verblödeter Kant sagt nur ein einziges Wort: Wurst. Man muss schon sagen, dass mit den Heroen der deutschen Geistesgeschichte respektlos umgegangen wird. Aber laut FAZ-Rezension ist Kehlmann „auch ein großer Humorist“.

So ungefähr sieht die Welt aus, die „vermessen“ wird. Und die unausgesprochene, nicht weiter diskutierte und durchaus relevante Frage stellt sich: Wird diese Vermessung dazu beitragen, diese Welt vielleicht etwas verständlicher und etwas lebenswerter zu machen? In

dem Buch werden lakonisch Möglichkeiten angedeutet: Gauß erscheint – etwas platt formuliert – als der fortschrittsgläubige: Zähne wird man in Zukunft unter Betäubung ziehen, Krankheiten wird man heilen können, Straßen pflastern, Nachrichten mittels Elektrizität übertragen und man wird in einer halben Stunde von Göttingen nach Berlin reisen können – aber er prophezeit das andererseits derartig missmutig und nörgelig, dass man nicht glauben mag, irgendein Fortschritt könnte damit verbunden sein. Und Alexander v. Humboldt ist ein etwas neurotischer Pedant, der zwar viel sieht, viel reist, viel erlebt, viel schreibt, viel protokolliert und viel weiß, der aber keine Chance hat, den Kern der Dinge zu erkennen. Man versteht bei beiden nicht, was sie antreibt, die Welt zu erkunden oder auch nur zu vermessen, nicht die Liebe (vielleicht ein bisschen bei Gauß), nicht die Abenteuerlust, nicht ein Bruder-Konflikt (vielleicht ein bisschen bei Humboldt), nicht ein Vater-Konflikt, nicht das Geld, nicht der Ruhm (jedenfalls nicht bei Gauß). Das alles bleibt ganz und gar offen, und eigentlich sollte das bei diesen Hauptpersonen und diesem Thema nicht so sein.

Bei der Beurteilung jedes Kunstwerkes kommt es weniger auf den Inhalt als auf die Gestaltung an. In der Malerei ist das am deutlichsten: Ein simpler Blumenstrauß oder nur ein vergammelter Fischkopf kann ein bedeutenderes Kunstwerk ergeben als eine Kreuzigungsszene oder die Darstellung der Schlacht von Waterloo. Das gilt (etwas eingeschränkt) auch für die Literatur: Es gibt Romane der Weltliteratur, in denen so gut wie nichts geschieht und das Wenige ist auch noch das alleralltäglichste (Fontane) oder solche, in denen die Hauptpersonen kein Schicksal, keinen Charakter, nicht einmal einen Namen haben (Kafka). Es kommt auf die Souveränität der Gestaltung an und darauf, ob und wie das Werk den implizit selbst gestellten Anspruch erfüllt. Wie sieht es bei der „Vermessung der Welt“ aus? Vielleicht hilft wieder ein Vergleich mit der Malerei: Man hat gelernt, dass man die Farbe nicht unbedingt kunstvoll mit dem Pinsel auftragen muss, fein differenziert in allen Nuancen: Man kann sie auch ganz grob mit dem Spachtel auf die Leinwand kratzen, und es kann trotzdem ein großes Kunstwerk entstehen. Kehlmann hat sich eher des Spachtels als des Pinsels bedient, doch ich bin mir nicht sicher, ob das Resultat wirklich gelungen ist. Offensichtlich will er sich über weite Strecken einer lakonischen Diktion befleißigen; die Nähe zum amerikanischen Kriminalroman und der Literatur, die dadurch geprägt ist, ist unübersehbar. („Ein dünner, alter Herr mit wächsernem Gesicht und unnatürlich aufrechter Haltung war hereingekommen.“ – Wilhelm v. Humboldt, nebenbei.) Es gibt zahllose Sätze, die aus ein, zwei, drei oder vier Wörtern bestehen. Aber die Darstellung erreicht nicht die Präzision, die Kälte, die Unmenschlichkeit, die wir etwa bei Bukowski finden, dessen Thema ja auch der „Schrecken der Welt“ ist.

Die Dialoge sind ganz weitgehend von folgender Art:

„Mathematik, sagte der Priester, interessant!

Ach, sagte Eugen.

Er heiße Julian, sagte der Priester.“

Es ist mir unerfindlich, wo Reich-Ranicki die laut Klappentext „fabelhaften Dialoge“ gefunden hat (selbst unter Berücksichtigung der Tatsache, dass „fabelhaft“ ein Lieblingswort von R.-R. ist). Kehlmann muss sich ja etwas dabei denken, wenn er schlicht und einfach immer wieder „sagte“ sagt, aber ich weiß nicht was, und es hat sich mir auch nicht der Sinn des ständigen Wechsels zwischen direkter und indirekter Rede erschlossen. Vielleicht will uns der Autor einfach sagen: Es sagt sich auch so.

Was die Sprache betrifft, möchte ich dem Autor ein ganz konkretes Versäumnis vorhalten, das eine inhaltliches Versäumnis widerspiegelt: Die Fachsprache der Geographie und Geologie (Alexander v. Humboldts Fach, um das es ganz wesentlich geht!) enthält eine geradezu unglaubliche Fülle schöner, bildhafter und ausdrucksstarker Wörter (von denen tatsächlich auch ganz viele in den ständigen Sprachgebrauch übernommen wurden; man denke daran, wie oft und in welchen Zusammenhängen Wörter wie Erdbeben, Schlucht, Vulkan, Ufer, ... und unzählige andere ständig gebraucht werden). Hätte sich Kehlmann

intensiver mit der fachlichen Substanz seines Textes beschäftigt, wäre er als Literat unweigerlich auf diesen nur halb ausgebeuteten Steinbruch (wieder ein solches Wort!) gestoßen und hätte dem Leser ein paar frische unabgenutzte Wörter beschert. Stattdessen legt er beiden, Gauß und Humboldt, den Satz „Wo ist das Problem?“ in den Mund, eine Floskel, die erst seit etwa dreißig Jahren in der deutschen Sprache üblich geworden ist und die bei Gauß nur unfreiwillig komisch klingt (aber auch das nicht so richtig).

Zusammenfassung: Ein interessantes Thema, einige kluge Gedanken, einige intelligente Bemerkungen, manchmal ganz witzig, wenig Substanz, durchschnittliche Gestaltung.